

beunruhigt. Es wird, wie es im Arbeitspaper von Faith and Order heißt, das Stadium der biblischen Theologie bei der Gründung des Weltrates der Kirchen 1948 vorausgesetzt, als eine gemeinsame Offenbarungstradition noch als selbstverständlich angenommen wurde. Dies zeigt, daß die „Gemeinsame Arbeitsgruppe“ nicht so rasch voranschreiten kann wie die unabhängigere Arbeit von Faith and Order.

Der Dialog findet in der Regel zwischen den Kirchen bzw. ihren repräsentativen Delegierten statt. Sie sind in dem auf Erneuerung der Kirche gerichteten Gespräch Subjekt. Soweit der Dialog von Theologengruppen pionierhaft geführt wird, sei es erforderlich, daß seine Ergebnisse von der ganzen Kirche geteilt werden. Man schätzt die Pioniere, aber man will die Ganzheit kirchlicher Einigung. Es wird daran erinnert, daß die Teilnehmer am Dialog nicht nur die Stimme der Kirche zur Geltung bringen, sondern auch die Anliegen der Welt, in der sie ihren Beruf haben. Dieser Gesichtspunkt entspricht der Zielsetzung des Konzils wie des Weltrates der Kirchen: die Welt gehört in den Dialog hinein. Es wird von den verschiedenen Typen des Dialogs gehandelt, je nachdem, auf welcher regionalen, interkonfessionellen oder überregionalen Ebene er geführt wird. Immer ist er multilateral, aber man will keine Zerstreung.

Wichtig ist Abschnitt 4 über die Dialogthemen. Er ist realistisch gefaßt. Alles könne zum Thema werden. Großer Wert wird darauf gelegt, die geschichtlichen Situationen der jeweiligen Lehrausbildung zu erkennen, ein sich immer mehr durchsetzendes hermeneutisches Prinzip, das zu neuen Ergebnissen führen wird. Im sittlichen Bereich müsse der Entwicklung der Wissenschaften Rechnung getragen werden. Gemeinsame Forschung erfordere die Zusammenarbeit für Frieden und Gerechtigkeit.

Bei den theologischen Themen sei es nicht möglich, eine Liste aufzustellen, man könne nur hinweisen, wo sie stecken: bei den von jeher vom Weltrat der Kirchen studierten Fragen, geistliches Amt, die Autorität in der Kirche, wie die Einheit der universalen Kirche sichtbar gemacht werden kann. Diese Fragen müßten in gegenseitiger Information angegangen werden, um sich besser zu verstehen.

Dann müsse man eine Reihenfolge nach der Wichtigkeit finden. Man könne kaum sinnvoll über Mariologie reden, wenn nicht zuvor über die Christologie Klarheit besteht, auch über die Hermeneutik, die hier kurz anklingt. Da Christus die Mitte aller Dinge ist, werde man immer zur Christologie zurückkehren, um hier eine Frage auf ihre Wurzeln zu prüfen.

### *Die Geschichtlichkeit der Lehraussagen*

Die restlichen Abschnitte behandeln mehr formale Fragen über die rechte Atmosphäre eines Dialogs, wozu auch die Loyalität zur eigenen Kirche gehöre und die Vermeidung der Tendenz zum Monolog. Was die konkrete Praxis des Dialogs angeht, wird erklärt, man müsse davon ausgehen, daß man mit den Lehrverschiedenheiten fertig werde, wenn man Geduld wahre und sich Zeit lasse. Alle Ideen reifen langsam. Wieder wird daran erinnert, man solle Kontroverspunkte in ihre geschichtliche Perspektive stellen. Überhaupt scheint neben der hohen Bedeutung, die der rechten Spiritualität zugeschrieben wird, die Geschichtlichkeit der Kirche und ihrer Lehren als die geeignete Sicht zur Lösung von Kontro-

versfragen angesehen zu werden. Es fehlt in dem Dokument der Hinweis auf ein autoritäres Lehramt oder eine normierende Tradition. Insofern wurde eine gewisse Zwielfichtigkeit in der Darlegung des Heilsdialogs in der Enzyklika *Ecclesiam suam* ausgeklammert. Es ist schwer zu beurteilen, was das konkret besagen wird, wenn man das Dokument etwa in Beziehung setzt zum Bericht der Kommission der Bischofssynode für Glaubensfragen (vgl. Herder-Korrespondenz 21. Jhg., S. 574 f.).

## **Der Nahost-Krieg und die christlich-jüdischen Beziehungen**

Das Verhalten der christlichen Kirchen und Organe während des Israelkrieges und mehr noch während der Wochen, die diesem Krieg vorausgegangen sind, hat die jüdisch-christlichen Beziehungen in den Vereinigten Staaten und auch in Frankreich auf eine harte Probe gestellt. Die Beziehungen zwischen den jüdischen Gruppen und den christlichen Kirchen in den USA hatten sich in den letzten Jahren, nicht zuletzt unter dem Eindruck des Zweiten Vatikanischen Konzils, gut entwickelt, obgleich es auf jüdischer Seite besonders in orthodoxen Kreisen auch eine entschiedene Ablehnung jeder Beziehung zu den Kirchen gab, welche über praktische Fragen im Zusammenleben der Konfessionen hinausging. Es kam zu einer aktiven Zusammenarbeit in der Bürgerrechtsbewegung und in der Ablehnung des Vietnamkrieges. Eine Wende trat ein, als im Mai 1967 Ahmed Schukeiri, der Führer der palästinensischen Befreiungsfront und auch Nasser offen aussprachen, daß die arabischen Staaten nicht nur zum Krieg gegen Israel, sondern zur Ausrottung der jüdischen Bevölkerung in diesem Land entschlossen seien. Diese Drohung war zwar in keiner Weise neu — man konnte sie jahrelang in der arabischen Presse lesen —, sie gewann aber nach der Sperrung der Meerenge von Tiran und dem Abzug der UN-Truppen aus dem Gazastreifen, d. h. nach der offensichtlichen Vorbereitung zu einem Krieg, neue Aktualität. Als sich die Vertreter der jüdischen Gruppen in den USA an die Kirchen wandten und diese um eine moralische (und d. h. auch eine politische) Stellungnahme angesichts dieser Bedrohung baten, fanden sie bei zahllosen individuellen Katholiken und Protestanten Sympathie und Unterstützung, stießen aber bei den offiziellen Institutionen auf taube Ohren. Soweit die Kirchen als organisierte Gruppen nicht rund heraus eine proarabische Haltung eingenommen hatten, hüllten sie sich in Schweigen. Der Wunsch der Kirchen, zwischen der physischen Bedrohung des Staates Israel und der Bedrohung der Juden schlechthin zu unterscheiden, wurde aber als ein Zeichen der Feigheit oder als verkappte Judenfeindschaft verstanden.

### *Israel im Selbstverständnis des Judentums*

In dem durchaus gegenseitigen Wunsch nach Verständigung ist es auf beiden Seiten zu gravierenden Mißverständnissen gekommen, nicht zuletzt deshalb, weil man den Problemen, bei denen eine Übereinstimmung fraglich oder unwahrscheinlich erschien, aus dem Weg ging. Solange das Gespräch zwischen zwei „Religionsgemeinschaften“ geführt wurde, konnte es sich auf religiöse Fragen und auf die Fragen, die religiöse Minderheiten betreffen,

also auf die Fragen gegenseitiger Duldung und Anerkennung beschränken. Man hat auf christlicher Seite kaum hinreichend beachtet und hat es so wohl auch nicht wahrhaben wollen, daß sich das Judentum nicht nur auf Grund einer geschichtlichen Entwicklung, sondern nach eigenem Selbstverständnis als Glaubensvolk konstituiert, und zwar so, daß Volkstum und Glaubensgemeinschaft nicht voneinander getrennt werden. Dabei gibt es auch ganz eindeutige territoriale Bindungen an das Land Israel. Wenn auch die Volkskonstitution und die Faktizität der territorialen Bindung durch den Zwang des Exils aufgehoben und eher zu einer eschatologischen Erwartung geworden sind, so existieren sie doch fort. Ein Blick ins jüdische Gebetbuch zeigt, daß man täglich um die Wiederherstellung Israels als Volk und um die Wiederherstellung des Landes Israel betet. Die Eschatologisierung ist zwar für manche Gruppen im Judentum definitiv geworden, so daß jene zwischen einem jüdischen Staatswesen und einem Glaubensvolk differenzieren können (und es ist in der Tat auch so, daß die Mehrzahl der Juden auch heute keine Zionisten sind und sich dem Staat Israel nicht verpflichtet fühlen), aber diese Differenzierung führte niemals dahin, daß die Einheit des Volkskörpers aufgehoben und in eine Vielzahl nationaler Gemeinschaften gleicher Konfession aufgespalten wurde. Es hat in den letzten 150 Jahren nicht an Versuchen zur Konfessionalisierung des Judentums gefehlt, alle diese Bewegungen sind aber letztlich dem Antisemitismus zum Opfer gefallen, der die Juden zu einer gesamtjüdischen Solidarität zurückgezwungen hat. Der größte Teil der in der Diaspora lebenden Juden fühlt sich durchaus als Bürger der Staaten, in denen sie leben. Die wenigsten amerikanischen Juden wünschen die Vereinigten Staaten zu verlassen. Aber diejenigen Juden, die die Existenz eines jüdischen Volkes, und sei es auch nur als Glaubensvolk, wirklich verneinen, sind heute eine kleine Minderheit. Ein Jude kann sich heute sehr wohl vom Staat Israel als einer staatlichen Institution distanzieren, er kann auf die scheinbar nationale und territoriale Komponente im jüdischen Volkstum verzichten, aber er kann sich nicht gut von der Tatsache distanzieren, daß in Israel zwei Millionen Juden leben, die wie er selbst vor allem anderen Juden sind. Diese Tatsache bindet sogar den antizionistischen Juden an Israel.

#### *Nur wenig verdeckte Enttäuschung*

Um die Schockwirkung zu verstehen, die das Schweigen der christlichen Kirchen bei den Juden hervorrief, muß man sich in die psychische Situation der Juden während der Wochen vor dem Ausbruch des Krieges am 6. Juni versetzen. Die wenigsten Juden außerhalb Israels waren über die militärische Stärke Israels informiert, der Ausgang des bevorstehenden Krieges schien mehr als ungewiß. Dagegen bestand kein Zweifel daran, daß dieser Krieg keine gewöhnliche militärische Auseinandersetzung sein würde. Es ging für die Juden in der Diaspora (und das gilt auch für die meisten der Juden in Israel) nicht um die Blockade der Meerenge von Tiran. Die Araber hatten einen Vernichtungskrieg gegen Israel angekündigt und waren zur physischen Ausrottung der israelischen Juden entschlossen. Für die Juden ist eine solche Drohung durchaus konkret; sie wissen sehr wohl, daß so etwas möglich ist, da doch solches vor nicht allzulanger Zeit geschehen konnte. Man hatte die berechtigte Hoffnung

gehabt, daß im Falle einer neuen Bedrohung gerade die Kirchen nicht schweigen würden. In der Tat zeigte sich dann, daß die Kirchen vor dem Krieg eben aus einer sich selbst auferlegten Neutralität oder aus Ablehnung des Staates Israel schwiegen. Die amerikanischen Juden hatten von den Kirchen nicht eine politische Kundgebung zu Gunsten des Staates Israel erwartet — zweifellos hätte man diese begrüßt —, aber eine entschiedene Stellungnahme gegen die von den arabischen Staaten ausgesprochene Absicht, die in Israel lebenden Juden zu vernichten. Es ist offenbar diese Differenzierung, die so schwer gefallen ist. Aber kaum weniger Zweifel als das Schweigen der Kirchen vor dem Krieg erweckte das Sprechen der Kirchen während und nach dem Krieg, die plötzlich ihre (wie es sich herausstellte, unberechtigte) Sorge um die Heiligen Stätten aussprachen und (die wohl berechtigtere) um die arabischen Flüchtlinge. Die wieder aufge-rollte Jerusalemfrage hatte zudem einen durchaus negativen Aspekt erhalten: Die Kirchen haben die muslimische Hoheit über die Heiligen Stätten in Palästina durchaus akzeptiert, sie hatten auch zu der Tatsache, daß den Juden der Zugang zur Klagemauer verweigert wurde, niemals Stellung genommen und fanden erst die israelische Besetzung Jerusalems als (neuen?) Anlaß, um für den Schutz der Heiligen Stätten tätig zu werden (vgl. z. B. „La Terre Retrouvée“, Paris, 15. 10. 67).

Der Sieg der israelischen Armee hat die Enttäuschung gerade der Juden, die sich um eine christlich-jüdische Verständigung bemüht haben, nur notdürftig verdeckt. Die Tatsache, daß eine Intervention schließlich nicht nötig gewesen war und auch nur bedingt von Nutzen gewesen wäre, kann das Gefühl, daß man wieder im Stich gelassen wurde, kaum beseitigen. Dagegen haben jene, die diesem Gespräch auf Grund geschichtlicher Erfahrung mißtraut haben, eine neue Bestätigung erhalten.

Wenn diese Enttäuschung zu einer neuen Einsicht führte, dann zu der, daß man zu sehr den Weg des geringsten Widerstandes gegangen war. Recht klar sagte dies Rabbiner Marc A. Tannenbaum, der Direktor für interreligiöse Angelegenheiten des American Jewish Committee: Die Ereignisse, die Reaktion der Kirchen auf die Gefährdung Israels in den Tagen, da die jüdische Gemeinschaft (dort) mit Ausrottung bedroht war, „enthüllt, daß Christen und Juden immer noch durch einen Abgrund von mangelnder gegenseitiger Kenntnis und Verständnis getrennt sind... In zukünftigen interkonfessionellen Gesprächen werden die Christen die tiefe geschichtliche religiöse und liturgische Bedeutung des Landes Israel und Jerusalems für das Judentum verstehen müssen“ (zit. nach „Jerusalem Post Weekly“, 11. 9. 67).

#### *Antisemitismus und Antizionismus*

Die Haltung vieler christlicher Gruppen wird durch die Differenzierung von Antisemitismus und Antizionismus bestimmt. Selbst die verantwortlichen unter den arabischen Christen würden es heute ablehnen, als „antisemitisch“ oder als „antijüdisch“ zu gelten (sie waren es aus tiefster Überzeugung vor noch nicht allzulanger Zeit). Sie sind jedoch gegen den jüdischen Staat in Palästina. In gleicher Weise sind heute viele christliche Gruppen gegen jede religiöse oder rassische Diskriminierung der Juden (auch das Konzil hat hier schon einiges gewirkt), sie sind jedoch gegen die Errichtung des jüdischen Staates in Palästina, der ohne religiöse Bedeutung sei und zudem ein

Unrecht an der arabischen Bevölkerung des Landes darstelle. Man ist gewillt, die Juden als Individuen und sogar auch eine jüdische Religionsgemeinschaft voll zu akzeptieren, lehnt aber die national-territoriale Rekonstitution des Judentums ab, einmal weil die Juden kein Volk seien, oder weil man zwischen Volk und Staat Israel differenziert, und dann, weil einem anderen Volk dadurch Unrecht geschieht.

Es wäre zweifellos falsch, Antizionismus und Antisemitismus miteinander zu identifizieren, es gibt auch jüdische Antizionisten, denen niemand Antisemitismus nachsagen wird. Aber es darf auf der anderen Seite wohl nicht übersehen werden, daß ein gut Teil des heute nicht mehr salonfähigen Antisemitismus sich auch hinter antizionistischen Tendenzen verbirgt. Gewichtiger ist jedoch, daß es heute diesen Staat gibt, seine Bevölkerung jüdisch ist und die Alternative zu diesem Staat der Untergang wenigstens eines Teiles seiner jüdischen Bevölkerung wäre. Der Staat ist nicht zuletzt Folge des Antisemitismus. Es wäre falsch, diesen Staat mit dem Judentum zu identifizieren, aber man muß wohl auch davon ausgehen, daß er ein Teil, und zwar ein durchaus legitimer Teil des Judentums ist. Jedenfalls verstehen ihn heute fast alle Juden so.

### *Die Haltung der arabischen Christen*

Für viele und gerade für die bedeutendsten Kirchen ist sicherlich die Rücksicht auf die arabischen Gläubigen von entscheidender Bedeutung gewesen. Man befürchtete zweifellos zu Recht, daß jede Stellungnahme im arabisch-israelischen Konflikt zu Repressalien für die Kirchen im Orient führen müßte. Die Auseinandersetzung über das Judenschema (vgl. Herder-Korrespondenz 19. Jhg., S. 125 ff. und S. 718 f.) sind Zeugnis genug dafür, daß die arabischen Christen unter einem ständigen Druck leben und auch in Angst — die sie nach außen hin nicht zeigen dürfen. Dabei haben die arabischen Christen sicher keine Sympathie für den jüdischen Staat.

Man muß die Sympathiekundgebungen der arabischen Christen, zu denen es anlässlich des letzten Krieges gekommen ist, auf diesem Hintergrund sehen. Sie sind sicherlich nicht erpreßt, vielleicht nicht einmal nahegelegt und bis zu einem gewissen Grade sogar ehrlich gemeint. Aber es ist eben so, daß heute keine Minderheit im arabischen Raum von solchen Kundgebungen absehen kann.

Dabei stehen solche Kundgebungen in einem direkten Verhältnis zur Bedeutung der Gemeinden und ihrer materiellen Widerstandsfähigkeit. So erklärt z. B. der inzwischen verstorbene griechisch-katholische Patriarch von Antiochien, Maximos IV. Saigh, in einem sehr maßvollen Telegramm an den syrischen Staatspräsidenten am 29. Mai 1967: „Wir fordern alle unsere Söhne auf, mit uns eine einzige Reihe zu bilden, um Ihre feste und gerechte Haltung gegenüber der Sache Palästinas und für die Befreiung der ungerecht geraubten arabischen Heimat zu unterstützen“ (Bulletin de Presse des griechisch-melkitischen Patriarchats von Antiochien v. 25. 7. 67). Die koptischen und evangelischen Christen in Ägypten überschlugen sich dagegen in Ergebnisadressen an Nasser. Dr. Ibrahim Said, der Pastor der einflußreichsten evangelischen Gemeinde in Kairo, forderte von seinen Gläubigen absolute Einsatzbereitschaft für Nasser, den „Führer in dem von Gott gewollten heiligen Krieg“ (epd, 29. 8. 67). Einige der kirchlichen Würdenträger scheinen so weit und noch weiter als die muslimischen Würden-

träger gegangen zu sein, so daß es zu Spannungen innerhalb der Kirchen in Ägypten gekommen sein soll. Man kann diese Adressen jedoch nur dann würdigen, wenn man weiß, wieviele Christen (und Juden und orthodoxe Muslimen) während des Krieges in den ägyptischen Konzentrationslagern solche Sprüche aufsagen mußten.

### *Ein Wendepunkt?*

Dennoch haben diese Vorgänge diejenigen jüdischen Kreise, die in irgendeiner Hinsicht am interkonfessionellen Gespräch beteiligt sind, sehr nachdenklich gemacht. Es hat auch nicht an vereinzelt negativen Reaktionen gefehlt. Alles in allem kann man aber feststellen, daß eher ein Wendepunkt erreicht wurde: Man beginnt die gegenwärtigen Grenzen der gegenseitigen Beziehungen klarer zu sehen und ist entschlossen, heute auch jene Fragen auszusprechen, die man bisher unterdrückt hat.

Die jüdischen Gesprächspartner sind zwar kritischer geworden, aber sie übersehen doch keineswegs, daß es positive und anzuerkennende Fortschritte gegeben hat. Ein recht gutes Zeichen für den Stand der Dinge ist z. B. die Resolution, die auf der Versammlung des *International Council*, der (sehr bedeutenden) *Benai-Brith League* in Caracas, am 26. September 1967, einstimmig angenommen wurde. In dieser Resolution werden die katholischen und evangelischen Initiativen zur Verbesserung der jüdisch-christlichen Beziehungen begrüßt und im besonderen die Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils und die Bemühungen Papst Johannes' XXIII. gewürdigt. Die Resolution zeigt dann aber schon die weitere und notwendige Entwicklung auf: Diese lobenswerten Initiativen der evangelischen und katholischen Kirche müßten nun in den Gemeinden in die Praxis umgesetzt werden, und „der Dialog sollte nun weiter geführt werden von dem erprobenden Austausch (von Gedanken) und allgemeinen Bekenntnissen für Zusammenarbeit zur Diskussion spezifischer Fragen, zum Beispiel der Spannungen im Mittleren Osten, der jüdischen Flüchtlinge in arabischen Ländern, aber auch der arabischen und christlichen Flüchtlinge in der ganzen Welt, der Verweigerung religiöser Freiheit in manchen weltlichen und christlichen Nationen, die Kriegsgefahren und die bestehende Armut inmitten des Überflusses“.

Trotz der Fehlschläge besteht doch die Hoffnung, daß auch diese Wende zu aktuellen politischen Fragen positive und praktische Ergebnisse zeitigen kann. Die Anerkennung des Judentums nicht nur als einer Religionsgemeinschaft, sondern auch als eines lebendigen Volkskörpers ist heute eher eine Frage der Einsicht. Daß sie einem Christen durchaus möglich ist, zeigte die Ansprache des Bischofs von Straßburg, L. A. Elchinger, auf der internationalen Begegnung zum Studium der jüdisch-christlichen Beziehungen in Straßburg, in welcher er u. a. sagte: „Es ist notwendig, daß wir in einer biblischen Perspektive besser verstehen lernen, was der Staat Israel den Juden bedeutet, und daß wir bereit sind zu einer wahrhaftigen Anerkennung der Wiederauferstehung Israels, und daß wir den Juden die Besetzung unserer Heiligen Stätten, die ja zugleich heilige Orte ihrer eigenen Geschichte sind, nicht streitig machen. Dies ist der Weg, glaube ich, den die christlichen Kirchen einschlagen müssen, wenn sie sich auf einen wahrhaftigen Dialog zwischen allen menschlichen Zweigen der Familien Abrahams hin bewegen wollen“ („La Croix“, 21. 7. 67).